

Lebensnotwendigkeit

Ich kam kürzlich ins Gespräch mit einem Bauarbeiter. Er empörte sich lauthals: Jetzt wolle die Gewerkschaft, dass man die Baustellen schliesse. «Spinnet dänn die! Ich wott schaffe. Was söled mir dänn dihei so älei mache? Chasch jo z'obig nid emol in Spunte.» Ich versuchte, ihn zu beruhigen, doch er fuhr mir übers Maul: «Aber dänket die dänn nöd wiiter. Was isch nochher? Kei Arbet meh. Kei Schtell und kän Lohn. Und am Schluss verjagd's eusi Firma au no.»

Ja, denke ich: Da sieht ein Bauarbeiter die Zusammenhänge. Tatsächlich fordern die Gewerkschaftsfunktionäre unentwegt, man solle mit Ausnahme der «lebensnotwendigen» alle Betriebe ganz stilllegen – ausdrücklich alle Baustellen. Das Bauen ist offenbar nicht lebensnotwendig. Dabei ist fast für alle Menschen, die einer Berufsarbeit nachgehen, ihre Arbeit lebensnotwendig – schon, um ihr eigenes Leben zu verdienen. Dazu braucht es Arbeitsplätze in funktionierenden Betrieben.

Die vergangenen wirtschaftlich guten Jahre haben zu einer Dekadenz geführt. Früher kämpften die Gewerkschaften für Arbeit. «Arbeit um jeden Preis», so lautete ihre Parole. «Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen» – sagte der Volksmund. Noch lange erinnerten



sich die Menschen ans Elend der Weltwirtschaftskrise der dreissiger Jahre, als so viele entlassen wurden und keine Arbeit fanden. Die Verzweifelten standen mit Schildern am Strassenrand, auf denen stand: «Mache jede Arbeit». Zum Glück ist das nicht mehr so. Am 1. Mai feiern die Gewerkschaften den «Tag der Arbeit» und nicht den «Tag der Arbeitsvernichtung».

Dank ihrem Einsatz für die Arbeit waren die Gewerkschaften glaubwürdig. An der Spitze standen auch Arbeiter, nicht Soziologen, Politologen und Kunsthistoriker. Heute kämpfen Spitzengewerkschaftler für totale Betriebsstilllegungen. Da bleibt nur eines: «Fürchte nicht schwere Arbeit, fürchte leere Reden.»

E gfreuti Wuche.

Christoph Blocher